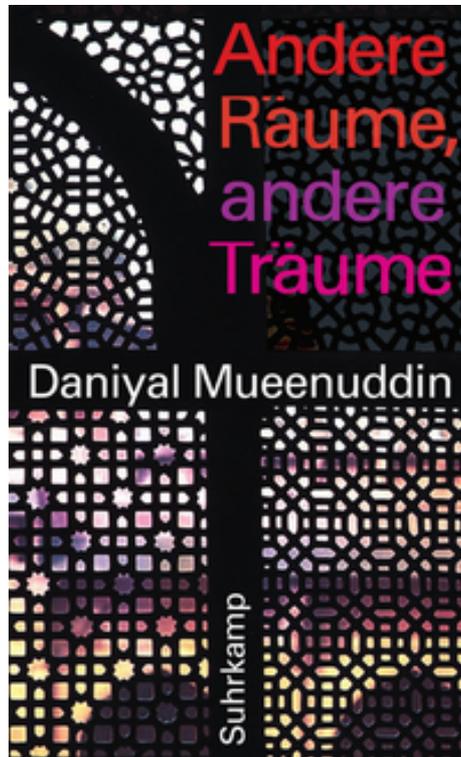


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Mueenuddin, Daniyal
Andere Räume, andere Träume

Aus dem Amerikanischen von Brigitte Heinrich

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42141-3

SV

Andere
Räume,
andere
Träume

Daniyal Mueenuddin

Aus dem
amerikanischen Englisch
von Brigitte Heinrich

Suhrkamp

Titel der 2009 im Verlag
W. W. Norton & Company, New York,
erschienenen Originalausgabe:
In Other Rooms, Other Wonders
© 2009 by Daniyal Mueenuddin
Kalligraphie auf Seite 7 von Saberah Malik

© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
Erste Auflage 2010
ISBN 978-3-518-42141-3

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Andere Räume, andere Träume

Für meine Mutter

ٲر قاتل دك اء جز
زن زمين زر

Drei Dinge, für die wir t ten –
Land, Frauen und Gold.

Spruchwort aus dem Punjab

Nawabdin Elektriker

Sein Geschäft florierte dank einer besonderen Geschicklichkeit, einer Methode, das Elektrizitätswerk zu betrügen, indem er die Drehzahl des Stromzählers drosselte, und das so geschickt, daß seine Kunden bis auf den Hundert-Rupien-Schein genau festlegen konnten, wieviel sie jeden Monat sparen wollten. In dieser pakistanischen Wüste hinter Multan, wo die Rohrbrunnen Tag und Nacht liefen, stellte Nawabs Entdeckung sogar den Stein des Weisen in den Schatten. Manche glaubten, er benutze Magnete, andere sprachen von Schweröl oder Porzellanscherben oder einer Substanz, die er aus Bienenwaben gewann. Skeptiker sprachen von einer Abmachung mit den Stromablesern. Auf jeden Fall garantierte ihm dieser Trick Beschäftigung, sowohl auf der Farm seines Patrons K. K. Harouni als auch anderswo.

Die Farm erstreckte sich entlang einer schmalen und mit Schlaglöchern übersäten Straße, die Farm und Markt verband, gebaut in den 1970er Jahren, als Harouni in der Verwaltung in Lahore noch Einfluß gehabt hatte. Lederbraune oder salinenweiße Wüste schlängelte sich zwischen Zuckerrohr- und Baumwollfelder, Mangoplantagen, Klee und Weizen, die täglich mit Hilfe der Rohrbrunnen gewässert wurden, die Nawabdin Elektriker wartete. Zu Beginn seiner morgendlichen Route, wenn er zu einer defekten Pumpe gerufen wurde, holperten Nawab und sein Fahrrad mit wippenden Antennen und schwankenden Plastikblumen dahin. Seine Werkzeuge, darunter insbesondere ein drei Pfund schwerer Schlosserhammer, schlugen in einer speckigen Ledertasche gegeneinander, die vom Lenker

hing. Die Farmarbeiter und der zuständige Verwalter warteten in der Kühle der Banyanbäume, die vor Jahren als Schatten-spender um jeden Brunnen gepflanzt worden waren. »Kein Tee, kein Tee«, wehrte er ab und wedelte die dampfende Tasse bei-seite.

Den baumelnden Hammer in der Hand wie ein Wilder seine Axt, betrat Nawab den ölverschmierten Raum, der die Pumpe und den Elektromotor beherbergte. Stille. Er hockte sich auf die Fersen. Die Männer drängten sich an der Tür, bis er rief, daß er Licht brauche. Er näherte sich dem anstößigen Objekt argwöhnisch, doch mit wachsendem Unmut, umrundete es, stieß ein wenig daran herum, begann, sich daran zu schaffen zu machen, machte sich damit vertraut, trank daneben Tee und fing schließlich an, es auseinanderzunehmen. Mit seinem lan-gen, stumpfen Schraubenzieher, der genügend Hebelkraft bot, um damit Steinplatten hochzuwuchten, öffnete er krachend die Abdeckung, die das Allerheiligste der Maschine barg. Eine Schraube löste sich und flog ins Dunkel. Er nahm den Schlos-serhammer und führte einen geschickten Schlag aus. Dieser Eingriff mißlang. Nachdenklich trug er einem der Farmarbeiter auf, ein ordentliches Stück dickes Leder zu finden und von ei-nem nahen Baum klebrigen Mangosaft abzuzapfen. So ging es den ganzen Tag bis in den Nachmittag hinein, daß Nawab erst dies ausprobierte und dann das, die Leitungen erwärmte, sie kühlte, Drähte miteinander verband, Schalter und Sicherun-gen überlistete. Trotzdem nahmen die Pumpen, ein Triumph seines Talents zu primitiver Improvisation, den Betrieb wieder auf.

Unglücklicher- oder glücklicherweise hatte Nawab früh im Leben eine sanfte Frau von unübertroffener Fruchtbarkeit ge-heiratet, die er anbetete und die ihm im Abstand von wenn auch nicht weniger, so doch nicht viel mehr als neun Monaten,

ein Kind nach dem anderen gebar. Und alles Töchter, Mal für Mal, bis endlich der ersehnte Sohn kam, so daß sich Nawab mit einem kompletten Satz von zwölf Töchtern, vom Kleinkind bis zur Elfjährigen, und einem Einzelstück versehen fand. Wäre er Gouverneur des Punjab gewesen, hätte ihre Aussteuer ihn an den Bettelstab gebracht. Für einen Elektriker und Mechaniker, egal wie geschickt, schien es unmöglich, sie alle zu verheiraten. Kein Geldverleiher von Verstand würde, egal zu welchem Zinssatz, eine ausreichende Summe vorschießen, um das Notwendige zu erstehen: für jede Tochter Betten, eine Anrichte, Truhen, elektrische Ventilatoren, Geschirr, sechs Garnituren Kleidung für den Bräutigam, sechs für die Braut, möglicherweise einen Fernseher und so weiter und so weiter.

Ein anderer Mann hätte vielleicht die Hände gerungen – nicht so Nawab. Die Töchter wirkten als Ansporn für sein Genie, und jeden Morgen betrachtete er im Spiegel zufrieden das Gesicht eines Kriegers, der sich anschickt, in die Schlacht zu ziehen. Nawab wußte natürlich, daß er seine Einkommensquellen mehren mußte – das Gehalt, das er von K.K. Harouni für die Wartung der Pumpen bekam, reichte hinten und vorne nicht. Er richtete eine kleine, aus einem Raum bestehende Mehlmühle ein, die mit einem ausrangierten Elektromotor betrieben wurde – den er selbst für defekt erklärt hatte. Er versuchte sich am Rand eines der Felder seines Herrn mit einem kleinen Teich an einer Fischzucht. Er kaufte schadhafte Radios, reparierte sie und verkaufte sie weiter. Wenn er darum gebeten wurde, schreckte er nicht einmal davor zurück, Uhren zu reparieren, obwohl dieses Unternehmen besonders schlecht lief und ihm in Wirklichkeit mehr Groll als Geld eintrug, denn keine Uhr, die er auseinandernahm, zeigte je wieder die richtige Zeit.

K.K. Harouni fuhr selten zu seinen Farmen, er lebte hauptsächlich in Lahore. Wann immer der alte Mann zu Besuch kam, plazierte sich Nawab Tag und Nacht an der Tür, die vom Auf-

enthaltbereich der Bediensteten zu dem von einer Mauer umschlossenen Hain mit alten Banyanbäumen führte, in dem das alte Farmgebäude stand. Grauhaarig, die seltsame Fliegerbrille verbogen und verschmiert, kümmerte sich Nawab im Haushalt um die Elektrogeräte, Klimaanlage, Warmwasserboiler, Kühlschränke und Wasserpumpen, wie ein Ingenieur, der sich in einem Sturm auf dem Atlantik um den Kessel eines sinkenden Dampfschiffs kümmert. Durch seine übermenschlichen Anstrengungen schaffte er es beinahe, für K. K. Harouni denselben Kokon aus funktionstüchtiger Mechanik intakt zu halten – gekühlt und gebadet, beleuchtet und gefüttert zu werden –, der dem Grundbesitzer in Lahore zur Verfügung stand.

Harouni machte natürlich die Bekanntschaft dieses allgegenwärtigen Mannes, der ihn nicht nur auf seinen Inspektionstouren begleitete, sondern morgens und abends auf dem Bett seines Herrn stehend angetroffen werden konnte, wo er den elektrischen Anschluß für das Licht neu verkabelte, oder im Bad, wo er am Warmwasserboiler herumwerkelte. Schließlich, eines Abends zur Teezeit, den psychologisch richtigen Moment abpassend, bat Nawab darum, etwas sagen zu dürfen. Der Landbesitzer, der sich vor einem knisternden Rosenholzfeuer fröhlich die Nägel feilte, sagte, er solle loslegen.

»Sir, wie Sie wissen, erstreckt sich Ihr Land von hier bis zum Indus, und auf diesem Land gibt es beachtliche siebzehn Rohrbrunnen, und um diese siebzehn Rohrbrunnen zu warten, gibt es nur einen einzigen Mann, mich, Ihren Diener. In Ihrem Dienst habe ich mir diese grauen Haare verdient« – hier beugte er den Kopf, um das Grau zu zeigen –, »und jetzt kann ich meine Pflichten nicht mehr so erfüllen, wie ich es sollte. Genug, Sir, genug. Ich bitte Sie, verzeihen Sie mir meine Schwäche. Besser ein dunkles Haus und stolzer Hunger im Verborgenen als Schande am hellichten Tag. Entlassen Sie mich, ich bitte Sie, ich flehe Sie an.«

Der alte Mann, an diese Art von Reden durchaus gewöhnt, auch wenn sie meist nicht so blumig ausfielen, feilte weiter an seinen Nägeln und wartete, bis der Unsinn aufhörte.

»Was ist los, Nawabdin?«

»Los, Sir? Oh, was könnte in Ihren Diensten los sein. Ich habe in all meinen Jahren Ihr Salz gegessen. Doch, Sir, heutzutage auf dem Fahrrad, mit meinen alten Beinen und mit den vielen Verletzungen, die ich mir zugezogen habe, als schweres Gerät auf mich fiel – ich kann nicht mehr länger wie ein Bräutigam mit dem Fahrrad von Farm zu Farm fahren, wie ich es früher konnte, als ich das große Glück hatte, in Ihren Dienst zu treten. Ich bitte Sie, Sir, lassen Sie mich gehen.«

»Und was ist die Lösung?« fragte Harouni, der begriff, daß sie zum springenden Punkt vorgedrungen waren. Ihm war es eigentlich einerlei, so oder so, außer daß die Sache an seine Bequemlichkeit rührte – eine Angelegenheit von großer Bedeutung für ihn.

»Nun, Sir, wenn ich ein Motorrad hätte, dann könnte ich irgendwie herumhinken, wenigstens so lange, bis ich einen jüngeren Mann ausgebildet hätte.«

Die Ernte in diesem Jahr war gut gewesen, Harouni saß gutgelaunt vor dem Feuer, und so erhielt Nawab, sehr zur Empörung der leitenden Angestellten der Farm, ein brandneues Motorrad, eine 70er Honda. Er schaffte es sogar, einen Zuschuß zum Benzin herauszuschlagen.

Das Motorrad erhöhte sein Ansehen, verlieh ihm Gewicht, so daß die Leute anfangen, ihn »Onkel« zu nennen und ihn in vielen Dingen, von denen er absolut nichts verstand, um seine Meinung zu fragen. Er konnte nun in einem weiteren Umkreis herumfahren und sein Geschäft gehörig ausbauen. Das beste war, daß er nun jede Nacht mit seiner Frau verbringen konnte, die nicht auf der Farm wohnen wollte, sondern in der Nähe

ihrer Familie in Firoza, wo sie zumindest die beiden ältesten Töchter unterrichten lassen konnten. Eine lange, gerade Straße zog sich von der Pumpstation des Kanals in der Nähe von Firoza bis zum Indus, mitten durch K.K. Harounis Land. Die Straße folgte der Trasse einer alten Hauptstraße, die gebaut worden war, als das Land noch Teil eines Fürstenstaats gewesen war. Ungefähr hundertfünfzig Jahre früher war einer der Fürsten diese Strecke entlanggeritten, um in dem entlegenen Distrikt einer Hochzeit oder einem Begräbnis beizuwohnen, ihm war heiß geworden, und er hatte befohlen, Rosenholzbäume zu pflanzen, die den Passanten Schatten spenden sollten. Innerhalb weniger Stunden vergaß er, daß er diesen Befehl erteilt hatte, und ein paar Dutzend Jahre später war er selbst an der Reihe, vergessen zu werden, doch diese Bäume standen immer noch, riesengroß inzwischen, und manche von ihnen ragten, abgestorben und ohne Rinde, weiß und blattlos in den Himmel. Auf dieser Straße flog Nawab auf seiner neuen Maschine dahin, und von jedem Knauf und jeder Strebe hingen Taschen und Lappen, so daß das Motorrad, wenn es eine Bodenwelle überfuhr, mit einer Unzahl verkümmerter kleiner Flügel zu flattern schien; er strahlte, mit einem Grinsen im Gesicht und Ohren, die es beinahe fortgeblasen hätte, von der Geschwindigkeit, wenn er es an irgendeiner Pumpe, die repariert werden mußte, ausrollen ließ.

Aus der Luft betrachtet, hätte sich Nawabs Tag so willkürlich ausgenommen wie der eines Schmetterlings – morgens zum Haus des obersten Verwalters, wo er eifertig seine Aufwartung machte, dann zu dem einen oder anderen Rohrbrunnen entsandt, wo er auf den ungeteerten Feldwegen unterwegs den Staub aufwirbelte, eine Kugel aus Geräuschen, die unter den Rosenholzbäumen dahinsauste, in Richtung Firoza, wo er durch die Stadt schlenderte, sich zu dem einen oder anderen Privatinteresse verdrückte, um einen Handel perfekt zu ma-

chen, die reif werdenden frühen Honigmelonen aus dem Gemüsegarten seines Cousins zu verhökern oder schon vor dem Schlüpfen seine Hälfte einer Hühnerschar abzuzählen, dann wieder zurück nach Dunyapur, und wieder los. Übereinandergelegt, hätten die Karten jener Tage einen Wirrwarr ergeben; doch jeden Morgen startete er vom selben Ort, wenn die Sonne aufging, und kehrte jeden Abend dorthin zurück, müde dann, melancholischer, und stellte das Motorrad ab und schob es über die hölzerne Türschwelle in den Hof, während der Motor abkühlend tickte. Nawab bockte das Motorrad jeden Abend auf seinem Ständer auf und wartete, daß seine Mädchen, alle miteinander, zu ihm kamen, ihn umringten, auf ihn draufsprangen. Sein Gesicht trug in diesen Augenblicken oft den gleichen Ausdruck, einen Ausdruck kindlich unschuldiger Freude, der sich merkwürdig und sogar traurig von der Schwere seines Gesichts mit seinen Falten und Bartstoppeln abhob. Er hob dann die Nase und schnüffelte, um eventuell herauszufinden, was seine Frau zum Abendessen gekocht hatte; dann ging er zu ihr, traf sie immer in derselben Haltung an, in der sie ihm einen Tee kochte und dem Feuer in dem kleinen Herd Luft zufächelte.

»Hallo, mein Liebes, mein Küken«, sagte er zärtlich eines Abends, als er die dunkle Hütte betrat, die als Küche diente und deren Lehmmauern schwarz waren vor Ruß. »Was hast du für mich im Topf?« Er hob den Deckel des großen Topfes, der neben dem Wasserkessel auf dem gestampften Boden stand, und fing an, mit einem Holzlöffel darin herumzurühren.

»Raus! Raus!« sagte sie, nahm den Löffel, tauchte ihn in das Curry und gab ihm zu kosten. Er machte gehorsam den Mund auf, wie ein Junge, der seine Medizin einnimmt. Seine Frau hatte einen geschmeidigen, kräftigen Körper, obwohl sie dreizehn Kinder geboren hatte, und unter ihrem engen Überkleid

zeichnete sich ihr Rückgrat ab. Ihr langes, männliches Gesicht strahlte noch immer von innen heraus, was ihr eine reife Okkerfarbe verlieh. Auch jetzt noch, da ihr Haar dünner und grau geworden war, trug sie es in einem langen Pferdeschwanz, der ihr bis zur Taille reichte, wie eine junge Frau aus dem Dorf. Obwohl ihr dieser Stil nicht stand, sah Nawab in ihr immer noch das Mädchen, das er vor zwanzig Jahren geheiratet hatte. Er stand unter der Tür und sah seinen Töchtern beim Himmel-und-Hölle-Spiel zu, und als seine Frau an ihm vorbeiging, streckte er den Hintern vor, damit sie ihn streifte, wenn sie sich an ihm vorbeizwängte.

Nawab aß zuerst, dann die Mädchen und schließlich seine Frau. Er saß draußen in dem kleinen Hof, rülpste und rauchte eine Zigarette und blickte zu der Mondsichel auf, die gerade am Horizont aufging. Ich frage mich, woraus der Mond gemacht ist? dachte er, ohne sich anzustrengen. Er erinnerte sich, daß er Radio gehört hatte, als die Amerikaner darüber sprachen, daß sie darauf herumspaziert waren. Seine Gedanken schweiften hierhin und dorthin. Um ihn herum hatten die Bewohner des Dörfchens ebenfalls ihr Abendessen beendet, und der Rauch der Dungfeuer hing über den dunkler werdenden Dächern, ein strenger, würziger Geruch wie grober Tabak. Nawabs Haus verfügte über allerlei raffinierte Vorrichtungen, fließendes Wasser in allen drei Zimmern, eine Röhre, die nachts kühle Luft in die Zimmer ließ, und sogar einen Schwarzweißfernseher, auf den seine Frau ein geblühtes Deckchen gelegt hatte, das sie selbst bestickt hatte. Nawab hatte einen Mechanismus konstruiert, mit dem die Antenne auf dem Dach vom Innern des Hauses aus gedreht werden konnte, um den Empfang zu verbessern. Die Kinder saßen drinnen und sahen bei dröhnender Lautstärke fern. Seine Frau kam heraus und setzte sich sittsam zu seinen Füßen auf das *charpoy*, eine aus Schnüren gefertigte Liege.

»Ich habe etwas in der Tasche – möchtest du wissen, was?« Er schaute sie mit einem angedeuteten neckischen Lächeln an.

»Ich kenne dieses Spiel«, sagte sie, streckte die Hand aus und rückte die Brille in seinem Gesicht zurecht. »Warum sitzt deine Brille immer schief? Ich glaube, ein Ohr ist höher als das andere.«

»Komm schon, wenn du es findest, kannst du es haben.«

Nach einem Blick, ob die Kinder auch alle vom Fernsehen abgelenkt waren, kniete sie sich neben ihn und begann, seine Taschen abzuklopfen. »Tiefer ... tiefer ...«, sagte er. In der Tasche der ölverschmierten Weste, die er unter seiner *kurta* trug, fand sie eine zusammengefaltete Zeitung, die braune Rohzuckerbrocken enthielt.

»Ich habe noch viel mehr«, sagte er. »Schau dir das an. Nicht der Mist, den du auf dem Basar bekommst. Die Dashtis haben mir fünf Kilo davon gegeben, weil ich ihre Zuckerrohrpresse repariert habe. Ich werde sie morgen verkaufen. Komm, mach uns ein paar *parathas*. Für uns alle. Bitte, ja?«

»Ich habe das Feuer ausgehen lassen.«

»Dann zünd es wieder an. Oder besser, setz dich hierher, ich werde es anzünden.«

»Du schaffst nie, es anzuzünden, ich werde es sowieso machen müssen«, sagte sie und stand auf.

Die kleineren Kinder umringten sie, als sie das *ghee* rochen, das auf dem Grill erwärmt wurde, und sahen zu, wie der braune Zucker schmolz, und schließlich kamen sogar die älteren Mädchen heran, auch wenn sie hochnäsiger an der Seite stehenblieben.

Nawab, der, auf den Fersen kauend, ins Feuer blies, deutete in ihre Richtung. »Kommt schon, ihr Prinzessinnen, keine von euren Tricks. Ich weiß, daß ihr etwas davon haben wollt.«

Sie fingen an zu essen und gossen den kristallisierten braunen Sirup über die gerösteten Brotstücke, und nach einer Weile

ging Nawab zu seinem Motorrad und zog einen weiteres großes Stück Zucker aus der Satteltasche und forderte seine Mädchen auf, mit ihm um die Wette zu essen.

Eines Abends, ein paar Wochen nach dem kleinen Zuckerfest seiner Familie, saß Nawab mit dem Wachmann zusammen, der in Dunyapur die Lager im Auge behielt. Ein Banyanbaum, der erst dreißig Jahre zuvor neben dem Dreschplatz gepflanzt worden war, hatte eine vierzig oder fünfzig Meter hohe Laubkro-ne ausgebildet, und die Männer, die in den Lagern arbeiteten, ließen ihm alle besondere Pflege angedeihen und wässerten ihn aus Konservendosen. Der alte Wachmann saß unter diesem Baum, und Nawab und andere jüngere Männer setzten sich in der Dämmerung zu ihm, zogen ihn auf, versuchten, seinen Jähzorn zu provozieren, und scherzten untereinander. Sie lauschten den Geschichten des alten Mannes aus einer Zeit, als nur Pfade durch diese Flußgend geführt hatten und die Stämme zum Zeitvertreib Vieh gestohlen und einander häufig umgebracht hatten dabei, um es spannender zu machen.

Obwohl inzwischen Frühlingswetter herrschte, ließ der Wachmann immer noch in einer Blechschüssel ein Feuer brennen, um sich die Füße zu wärmen und der kleinen Gruppe, die sich dort versammelte, einen Mittelpunkt zu geben. Der Strom war ausgefallen, wie so oft, und der Vollmond, der am Horizont aufstieg, tauchte die Szenerie in ein indirektes Licht, das von den weißgekalkten Wänden zurückgeworfen wurde und um die herumstehenden Maschinen, die Pflüge und Pflanzmaschinen, die schweren und leichten Eggen, schwache Schatten warf.

»Jetzt komm schon, alter Mann«, sagte Nawab zu dem Wachmann. »Ich fessele dich und schließe dich in einem Lager ein, damit es wie ein Überfall aussieht, und dann fülle ich an der Zapfsäule meinen Tank.«

»Da ist nichts für mich drin«, sagte der Wachmann. »Geh, ich glaube, ich höre deine Frau nach dir rufen.«

»Ich verstehe, mein Herr, Sie wollen allein sein.«

Nawab sprang auf und schüttelte dem Wachmann die Hand, machte eine kleine Verbeugung und berührte dabei respektvoll sein Knie; ein immer wiederkehrender Scherz, der schon seit zehn Jahren an dem Wachmann abprallte.

»Sei vorsichtig, Junge«, sagte der Wachmann, stand auf und lehnte sich auf seinen Bambusstab mit der stählernen Spitze. Nawab trat schwungvoll den Ständer seines Motorrads um, schaltete mit einer fließenden Bewegung die Scheinwerfer ein und schoß durch das Tor des Dreschgeländes auf die kilometerlange Zufahrt, die aus dem Farmgelände hinausführte. Ihm war kalt, und das gefiel ihm, denn er wußte, zu Hause würde das Zimmer überheizt sein, da das zweirippige Heizgerät dank des abgezapften Stroms den ganzen Winter über Tag und Nacht lief. Als er auf die schwarze Hauptstraße einbog, beschleunigte er, lieferte sich ein Wettrennen mit dem schwächlichen Scheinwerfer, als rase er im Licht einer beweglichen Lampe dahin. Ziegenmelker, die sich auf der Straße niedergelassen hatten, um Motten zu jagen, schossen zurück ins Dunkel, gerieten dabei beinahe unter seine Räder. Nawab spannte die Arme an und kämpfte mit dem Motorrad, während er über Schlaglöcher raste und, auf den Fußrasten stehend, die Geschwindigkeit genoß, und aus den tieferliegenden Feldern, wo das Zuckerrohr kräftig gewässert worden war, stieg Nebel auf, und kühle Luft umfing ihn. Am Kanal wurde er langsamer und hörte, wie das Wasser über das Wehr strömte.

Ein Mann trat hinter einer der Säulen hervor und schwenkte das Licht einer Taschenlampe über den Boden und bedeutete Nawab, anzuhalten.

»Bruder«, sagte der Mann über den Lärm des laufenden Motors hinweg, »nimm mich mit in die Stadt. Ich habe dort ein Geschäft zu erledigen und bin spät dran.«

Merkwürdiges Geschäft um diese Zeit, dachte Nawab, und das Rücklicht des Motorrads warf um sie herum einen rötlichen Schein auf den Boden. Sie waren weit von jeder Siedlung entfernt. Eine Meile vor ihnen kauerte das Dörfchen Dashtian an der Straße – davor nichts. Er blickte in das Gesicht des Mannes.

»Woher kommst du?« Der Mann erwiderte seinen Blick mit angespannter Miene und daher übertrieben, doch ohne mit der Wimper zu zucken.

»Aus Kashmor. Bitte, du bist seit über einer Stunde der erste Mensch, der vorbeikommt. Ich bin den ganzen Tag lang gelaufen.«

Kashmor, dachte Nawab. Von dem armen Land jenseits des Flusses. Jedes Jahr kamen diese Stämme, um in Dunyapur und auf den anderen Farmen Mangos zu pflücken, sie arbeiteten für einen Hungerlohn und wurden fortgeschickt, sobald die Ernte auslief. Dann gaben die Männer ein Fest, ein ärmliches Fest zum Ende der Saison, und hundert oder mehr von ihnen legten zusammen, um einen Büffel zu kaufen. Nawab war mehrere Male dagewesen und behandelt worden, als sei es eine Ehre für sie, wenn er mit ihnen zusammensaß und gesalzenen, mit winzigen Fleischstückchen gesprenkelten Reis aß.

Er grinste den Mann an und wies mit dem Kinn auf den Sitz hinter sich. »Also gut, sitz auf.«

Rücksicht nehmend auf das Gewicht hinter sich, das ein Fahren auf dem von Furchen durchzogenen Pfad entlang des Kanals erschwerte, setzte Nawab seine Fahrt unter den Rosenholzbaumen fort.

Nach einer halben Meile rief er Nawab ins Ohr: »Stop!«

»Was ist los?« Nawab konnte ihn über dem brausenden Fahrtwind nicht hören.

Der Mann stieß ihm etwas Hartes zwischen die Rippen.